

ELSBETH WALLNÖFER



HEIMAT

EIN VORSCHLAG
ZUR GÜTE

HAYMONeBOOK

Spiegel der Volksseele – Spiegelung der Volksseele

Der Mensch erschuf sich zur Befriedigung der Neugier und aus allgemeiner Unruhe das Reisen, er ließ dafür seine engere Heimat hinter sich. *Alles also war zuwider. [...] Ich mußte also reisen*, schrieb J. G. Herder in seinem „Journal meiner Reise im Jahr 1769“ gleich zu Beginn. So zählte so manche Reise, bis zur Erfindung der Eisenbahn, eingedenk des unwegsamen Straßennetzes vonstattengegangen sein muss, so reich an Impressionen konnte sie gewesen sein. Die Reisenden der Zeit des 18. Jahrhunderts und am Beginn des 19. Jahrhunderts beschrieben gerne Land und Leute. Ihre Reisetagebücher stießen auf Interesse, und zwar soweit, dass die damals aufkommenden literarischen Anzeiger davon berichteten. Meistens unter dem Generalbegriff *geographisch-historische Literatur* vorgestellt, fanden sich bereits damals Frauen unter den Berichterstatte(r)innen, wie Mary Wollstonecraft Shelley (die Autorin des Frankenstein; 1797–1851), Sophie von La Roche (1730–1807) oder Fanny Lewald (1811–1889). Sie bereisten die Schweiz, ein modisches Ziel der Zeit, Skandinavien, Italien, England und Schottland. Alle Berichte verbindet, von wem auch immer verfasst, dass sie im heutigen Sinne Ethnografien sind. Natur- wie Kulturbeschreibungen gehen Hand in Hand, meistens sind es freundlich formulierte Berichte, wenngleich das, was beschrieben wird, auch ab und an kritisch kommentiert wurde. Der eine oder andere erlaubte sich das Herz auf der Zunge zu tragen und räumte seinem analytischen Verstande beim Schreiben ein Vorrecht ein. Heine, über den Elisabeth von Österreich in ihrem Tagebuch vermerkt hätte, dieser unterscheidet sich vom Rest der Schreiber, *weil er alle Scheinheiligkeit verachte*, zählt zu jenen. Weiters der englische Journalist, Herausgeber und Autor Frederick Shoberl (1775–1853), der rund um das Jahr 1828 eine Reise in die österreichischen Kronlande unternahm. Fein in der Beobachtung, dennoch stets nüchtern im Ton trägt er zusammen, was ihm auf seinem Weg begegnete. „Austria. Containing a Description of the Manners, Customs, Character and Costumes of the People of that Empire“ ist eine wunderbare Ethnografie, die viel zur Klärung von Fremd- und Selbstbildern beizutragen vermag. Selbiger Shoberl bereiste ebenso die Schweiz. Die eindrucksvoll illustrierten Bücher gehören zum am meisten unterschätzten vergangener volkskundlicher Literatur sowie zu den interessantesten frühen Ethnografien zur Kostümgeschichte Europas, die uns überliefert sind. Die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie in ihrer kulturellen Verfasstheit, in Sprache, Kleidung, Essen und Trinken mitsamt ihrer befremdlich anmutenden Sprache, *peculiar language*, und ihren *particular manners*, besonderem Verhalten, spiegeln sich in diesen

Schriften. Unter der schreibenden Zunft besonders hervorzuheben ist August Lewald (1792–1871), Schriftsteller und Freund Heinrich Heines, auch er ein scharfsinniger Ethnograf, noch dazu von schonungsloser Feder. Von einer Reise vom Gardasee kommend, gelangte er ins Zillertal, nahm Mensch und Vieh in Augenschein und besah sich einen Kirtag. Haften blieb sein Blick an den Frauen, Männern und den Ringern. Während er nichts Nachteiliges über die Männer schreibt, urteilt er umso schonungsloser über die Frauen.

Die Jacken werden dabei tief ausgeschnitten getragen, und diese Mode ist wahrhaft widerlich. Der lange, faltige Rock reicht bis unter die Brust hinauf, und eine dicke Wulst sucht zwischen dieser und den Hüften ein richtigeres Verhältnisz herzustellen. Jacke und Rock sind von einem dunkelblauen Zeuge, und das Brusttuch ist schwarz. Auf dem Kopfe trägt die Zillerthalerin einen Männerhut, mit niedrigem, rundem Kopfe, und einem schmalen, etwas herabhängenden Rande, der bei weitem nicht so zierlich ist, wie der Spitzhut, den man in der Gegend von Botzen trägt. Die Tracht der Männer ist kleidsamer; sie ist durch die vielen Zillerthaler, die singend und handeln überall hinreisen, in ganz Deutschland bekannt genug. Auch hier sind die vorherrschenden Farben dunkelgrau und schwarz, und diesz gab dem recht fröhlichen Getümmel bei der Kirchweihe einen schmutzigen Anstrich, als wäre alles bei starkem Regen lange im Freien gewesen; diesz macht besonders auf den, der die bunten Trachten der südlichen Thäler zu sehen gewohnt ist, einen unangenehmen Eindruck.⁷

Vergessen wir nicht, dass diese Bücher in mehreren Auflagen erschienen, sie beitrugen, die Rede über Land und Leute erst in Umlauf zu bringen. Da wird von der Zahnpflege der Zillertaler, von der Prozession und den *buntscheckigen* Meranern, der geheiligten Sommerfrische der Bozner, den fünf Mahlzeiten der südlichen Tiroler, den gelben Hüten der Männer im Passeier, dem Weinbau, dem Brote, der Polenta bei den Welschtirolern berichtet und ganz nebenbei die Schönheit der Natur gelobt – kurzum die Heimat der Einwohner beschrieben, doch ohne diese so zu nennen.

Das Bild der europäischen Länder und Regionen, zunächst über den Charme einer wilden romantischen Natur respektvoll, ja fast ehrfürchtig als bereisenswert gehandelt, verschob sich im Gefolge derartiger Reisejournale und Reiseberichte hin zu unterhaltsamen Ethnografien, nicht ohne Wirkung für die Beschriebenen. Sie verinnerlichten Teile davon und begannen selbst an diese zu glauben. Die enge, im Winter verrauchte Heimat wurde zum Interesse der Fremden, also konnte das Leben, das man in

ihr führte, nicht so schlecht sein. *Die Zillerthaler wissen, dass sie ein schöner Menschenschlag sind und suchen daraus Vortheil zu ziehen*, heißt es weiter im Bericht. Die Volksseele hatte in den Reisenden einen Spiegel gefunden. Nicht umsonst korrespondieren die ersten Gründungen von Trachtenvereinen mit dem Aufkommen solcher Berichte (und werden dann einige Jahre später von Vertretern der Moderne kritisiert). Der Weg vom einzelnen Einwohner, der an Heimatweh litt, zu *den* Einheimischen war somit beschritten. So war es eine Frage der Zeit, bis man zur Einteilung ganzer Gruppen kam. Völkertypologien spukten Philosophen ebenso durch den Kopf wie den Kalendermachern und Buchdruckern oder eben auch den Monarchen. Sie förderten bei Tirolern, Schotten, Schweizern, Böhmen, Slowaken u.s.f. die Vorstellung von sich selbst als größerem Ganzen auszubilden, sich als bunte Erscheinung innerhalb von etwas Größerem bei gleichzeitiger Eigenheit zu sehen. Der Spiegel der Volksseele, vorgehalten von Bildungsreisenden, war folglich maßgeblich an der Ausbildung von stereotypenfördernden Völkertypologien, der Entstehung von Selbst- und Fremdbildern beteiligt und realiter von anderem Aussehen, als es die reine Idee von der Volksseele sich erträumt hatte. Die Steirische Völkertafel, ein auf den Anfang des 18. Jahrhunderts datiertes, mehrfach reproduziertes Abbild europäischer Völker, ist uns Zeugnis dafür. Zehn typische Vertreter von zehn Völkern – „Spanier, Frantzoß, Wälisch, Teutscher, Engerländer, Schwöth, Boläck, Unger, Muskawith, Tirk oder Griech“ – in eigentümlicher Tracht sind darauf zu sehen. In Spalten finden sich passend zu den trachtigen Männern die mentalen, verstandesmäßigen, moralischen, tugendhaften und weniger vorteilhaften Charakteristika und Ländereigenschaften angeführt. Beispielsweise ist der Franzose von seinen *Sitten* her *leichtsinnig*, von *Natur und Eigenschaft holdseelig und gesprächig*. Sein Verstand ist *firsichtig*. Er vertreibt sich die Zeit mit *betrügen* und sein Leben endet im *Krieg*, während der Deutsche in *Wein* und der Engländer in *Wasser* enden. Der Deutsche vertreibt, man mag es kaum glauben, sich die Zeit mit *Trinken* und der Engländer mit *Arbeiten*.

Das Volk oder die vielen Völker, wie sie unter dem Dach der k. u. k. Monarchie nebeneinander her lebten, hatte Heimat in den kleinteiligen Heimaten innerhalb jenes Geviertes, in dem es aufwuchs – von außen aber wurde es mit zunehmendem Interesse als *das Volk* wahrgenommen. Dergestalt beschrieben, lernte das Volk sich als *Volk* zu verstehen. Nach innen unterschied es sich durch seine Sprachen, aber noch mehr in den alltäglichen Gewohnheiten: Spätestens nachdem Kronprinz Rudolf, Erzherzog von Österreich (1858–1889), seinen Vorfahren Joseph II. nachahmend, Wissenschaftlern den

Auftrag erteilte, die Kronländer zu bereisen und in allen möglichen Facetten zu erforschen, bestätigte sich dies. Das als „Kronprinzenwerk“ in die Geschichte Österreichs eingegangene Standardwerk (es erschien in den damaligen zwei Herrschaftssprachen Deutsch und Ungarisch) zu Kultur, Ökonomie und Kameralwesen wurde Teil der Selbstfindung im Vielvölkerstaat, nicht zuletzt, weil es Kulturräume referierte. Das Völkerverständnis dieser Zeit kannte noch kein *ius gentium* in einem supranationalen Sinne heutigen Verständnisses und es sah sich noch nicht von einer alldeutschen Politik, die über das monarchische Reich hinauswies, in die Zange genommen. Das Volk als kulturelle Gemeinschaft, nicht das Individuum, wurde qua ediktorischem Recht, per Erlass von seinem Monarchen angesprochen. Nur in der staatsrechtlichen Konstellation war und ist ein Volk ein Volk, um es mit Hegel zu sagen:

Das Volk, ohne seinen Monarchen und die eben damit notwendig und unmittelbar zusammenhängende Gliederung des Ganzen genommen, ist die formlose Masse, die kein Staat mehr ist und der keine der Bestimmungen, die nur in dem in sich geformten Ganzen vorhanden sind, – Souveränität, Regierung, Gerichte, Obrigkeit, Stände und was es sei, mehr zukommt. Damit daß solche auf eine Organisation, das Staatsleben, sich beziehende Momente in einem Volke hervortreten, hört es auf, dies unbestimmte Abstraktum zu sein, das in der bloß allgemeinen Vorstellung Volk heißt.⁸

Die ethnografischen Stereotype der Völkertafel oder auch die volkskundlichen Schilderungen erwecken den Eindruck, als wären sie eine für sich bestehende Volkheit, die losgelöst von einem Staate, nur als pure kulturelle Einheit, bestehen könnte.

Heimat war dort, wo viele unter Ihresgleichen zuhause waren, wo man das gleiche Brot aß, das gleiche Handwerkszeug benutzte, die Rituale kannte, das gleiche Territorium bewohnte. Kurzum: sich nicht immer wieder aufs Neue erklären musste. Heimat war in gewisser Weise ein Kulturraum. Erst durch die neugierigen Reisenden und frühen Forscher wurde das Volk zu dem, was es dann war: eine Menge von Individuen, die darauf aufmerksam gemacht wurden, dass sie anders waren als dieses oder jenes Volk in unmittelbarer oder mittelbarer Nachbarschaft. Die kulturelle und mentale Differenz interessierte den weit ab davon lebenden Monarchen nur, als sich daraus resultierende ökonomische Ungleichheiten erfassen ließen. Volk in einem staatsrechtlichen Sinne war es damit noch nicht, außer wir akzeptieren, dass eine *formlose Masse*, nur aufgrund ihrer kulturellen Eigenschaften, ein Volk ist. Doch allein die Typisierung in *Frantzoß, Schwöd, Bolak*, u.s.f. lehrt uns, dass es ohne eine nationale Bindung kein Volk ist. Diese

Unterscheidung hülfe so manche Friktion gar nicht erst entstehen zu lassen. Die Unschärfe, mit der wir *das Volk* in Fortführung der Tradition *als unbestimmtes Abstraktum* exotischen Charakters heute noch so verstehen, verschleiert den wahren Grund: das Volk als Blutgemeinschaft zu verstehen, und das Argument „deutsche Sprache erlernen“ zum stellvertretenden Vorwand dafür zu nehmen.

War es nicht Frankreich, das gezeigt hatte, was ein Volk noch sein konnte, außer liebreizende Bauern zur dekorativen „Staffage“ für Landreisende beziehungsweise ein Grüppchen gleichgesinnter Volkstänzer zu sein? Das Volk mochte einmal mehr, einmal weniger als charmantes Exotikum ins Auge stechen, und sich in diesen Beschreibungen selbstverliebt spiegeln. Generelle mentale Eigenschaften (Italiener, Türke, Franzose, Pole) jedoch ließen sich stets nur in Bezug auf ein irgendwie geartetes nationales Verhältnis einkreisen. Da freilich die kulturellen Eigenschaften das schlagende Argument in einem Kulturkampf darstellen, gilt es in diesem Punkt zukünftig darauf zu achten, einer soliden rechtsstaatlichen Verpflichtung gegenüber religiösen, kulturellen, esoterischen etc. Eigenheiten den Vorzug zu geben.